

1.

Kafkas Figuren sind Lesende. Versteht man unter Lesen ganz allgemein die Entzifferung von Sinn, so lässt sich dieser Satz mit Recht in seiner Allgemeinheit behaupten, denn die Konstellationen der Texte Kafkas – jene Konfrontationen eines Einzelnen mit einer deutbaren Vielheit, deren Zeichen sich der Verstehensabsicht in dem Maße immer wieder entziehen, wie sie sie (heraus)fordern – sind Bedingungen einer jeden Lektüre und damit Allegorien auf das Lesen selbst. Aber Kafkas Figuren sind auch in einem ganz konkreten Sinn Lesende, insofern als dass sie sich häufig mit ganz bestimmten Schriftstücken – Briefen, Akten, Abhandlungen o.ä. – konfrontiert sehen, deren ›richtige‹ Auslegung für ihre Situation zur eigentlichen Aufgabe wird und deren Unmöglichkeit zu einer unendlichen Annäherung an einen vermeintlich verborgenen Sinn gestaltet ist. Ganz unverblümt und ohne jede metaphorische Verstellung führen diese Passagen dem Leser der Kafka'schen Texte damit seine eigene Situation vor Augen und verdoppeln und ironisieren somit die kommunikative Situation, die Literatur und Leser konstituieren. Bei Kafka ist es also keineswegs so, dass die Texte »auf den ersten Blick den Leser auszusperren scheinen«¹, sondern im Gegenteil: sie verhandeln ihn immer schon mit und verweigern dem, der sich auf sie einlässt, die Loslösung vom Text, weil sie in ihrer zirkulären, gegen sich selbst verschobenen Signifikation gleichsam sich selbst bedeuten und darin den Leser integrieren. Wie kein anderer Autor demonstriert Kafka damit, was für Literatur grundsätzlich gilt: sie existiert nur im Akt der Lektüre. Diese Beschreibung der autoreferenziellen Funktionsweise ist nicht neu, sondern sogar weit verbreitet in der Kafka-Forschung und daher kann es hier nicht darum gehen, eine bestimmte

¹ Claudia Liebrand: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Franz Kafka. Neue Wege der Forschung, Darmstadt 2006, S. 9.

Deutung zu widerlegen.² Es gilt vielmehr diese Auslegungsweise zu bestätigen, indem sie – unter den Bedingungen einer anderen Perspektive – wiederholt wird. Diese andere Perspektive ist selbst Produkt oder besser: Prozess einer Lektüre, nämlich jener von Roland Barthes' »S/Z« aus dem Jahr 1970, einem Text, in dem Barthes wiederum eine Erzählung Balzacs – »Sarrasine« – einer Lektüre unterzieht und sich gewissermaßen in diesen Text einschreibt.³ In Kontrast zu den nur wenige Jahre vorher entstandenen Studien »Elemente der Semiologie« (1964) oder »Die strukturalistische Tätigkeit« (1966) markiert »S/Z« einen Wendepunkt in der texttheoretischen Ausrichtung Roland Barthes', der zwar im weitesten Sinne noch einer Semiologie verpflichtet ist, aber wesentliche Paradigmen wie textuelle Geschlossenheit, Bedeutungshierarchien oder die Differenzierung in Meta- und Objektsprache negiert. Anders als in den frühen Schriften steht die Bestimmung der interpretatorischen Technik nicht mehr im Zeichen der Sinnifizierung, sondern im Zeichen dessen, was Derrida die *dissémination* nennt, also des Eingeständnisses einer grundsätzlichen Bedeutungspluralität von Texten.

2.

In »S/Z« bestimmt Barthes zunächst ein qualitatives Kriterium für die Bewertung von Literatur, aus dem eine Dichotomie resultiert, die sich in der Literaturwissenschaft nicht durchgesetzt hat, die für eine Erhellung dessen, was Kafka literarisch vollzieht, aber aufschlussreich ist. So unterscheidet Barthes zwischen dem »lesbaren« und dem »schreibbaren« Text, wobei sich die Unterteilung an der Differenz von Vorgang und Resultat des Schreibens, der Produktion und dem Produkt Text orientiert. Während das Moment des Schreibens als performativer Akt in das Konzept des schreibbaren Textes übergeht, bilden die lesbaren Texte »die

² Vgl. exemplarisch Detlef Kremer/Nikolaus Wegmann: Ästhetik der Schrift. Kafkas Schrift lesen »ohne eine Interpretation dazwischen zu mengen«, in: Ästhetik im Prozeß, Wiesbaden 1998, S. 53-83, hier: S. 66. »Es besteht in der Forschung inzwischen ein breiter Konsens darüber, daß in Kafkas Texten eine hochgradige Sensibilität gegenüber der Technik der Schrift/des Schreibens und dem Medium des Buches ebenso wie gegenüber Möglichkeit und Unmöglichkeit des Lesens und Verstehens unterstellt werden muß.«

³ Roland Barthes: S/Z, Frankfurt a.M. 1976. Anders als Hiebel, der sich auf die von Barthes in »S/Z« aufgestellten fünf Codes stützt und für die Interpretation von »Ein Landarzt« fruchtbar macht, rekurriere ich auf die ersten neun Kapitel und die darin aufgestellten Prämissen und beziehe sie auf jene Passagen in Kafkas Texten, in denen die Lektüre explizit Thema des Schreibens ist. Vgl. Hans-Helmut Hiebel: Franz Kafka. Form und Bedeutung. Formanalysen und Interpretationen von *Vor dem Gesetz*, *Der Bau*, *Der Steuermann*, *Prometheus*, *Der Verschollene*, *Der Prozeß* und ausgewählten Aphorismen, Würzburg 1999, S. 164-180.

große Masse unserer Literatur«⁴ und sind damit einem Lesertypus zugeordnet, der bloß konsumierend liest, um gleich zum nächsten Buch zu greifen. Dagegen wird das Schreibbare von Barthes als der eigentliche Wert des Literarischen hervorgehoben mit dem Ziel, »aus dem Leser nicht mehr einen Konsumenten, sondern einen Textproduzenten zu machen«⁵. Barthes hatte bereits in seinem berühmten Aufsatz »Der Tod des Autors« (1968) eben jenen durch den *scripteur* ersetzt und damit die temporale Relation von Autor und Text als eine der Nachzeitigkeit durch eine der Gleichzeitigkeit ersetzt und zudem den Leser in seiner textkonstitutiven Funktion bestimmt.⁶ In dem Textkonzept, das Barthes in »Der Tod des Autors« entwirft, absorbiert der Text sein schreibendes Subjekt, womit auch hier jener Vorgang an Gewicht gewinnt, der den Vollzug des Schreibens meint. Weil »jeder Text«, so Barthes, »immer *hier* und *jetzt* geschrieben«⁷ ist, tritt an die Stelle des *Produktes* Text die *Produktion* des Textes – der Prozess des Schreibens als reine Performanz. Der gegenwärtige Vollzug des Schreibens macht den vormals als Schöpferinstanz gedachten Autor – in seiner Mutation zum Schreiber – zu einer rein ausführenden Figur der Sprache. Er ist der »Nachahmende einer immer schon geschehenen, niemals originellen Geste«, dessen Macht einzig darin besteht, »die Schriften zu vermischen und sie miteinander zu konfrontieren.«⁸ Das hier durchscheinende Intertextualitätskonzept Julia Kristevas⁹, das den Einzeltext zu einem Netz aus intertextuellen Bezügen erklärt, ver-

⁴ Barthes [Anm. 3], S. 9.

⁵ Ebd., S. 8.

⁶ Vgl. Roland Barthes: Der Tod des Autors, in: Texte zur Theorie der Autorschaft, hg. von Fotis Jannidis u.a., Stuttgart 2000 [frz. 1968], S. 185-193, hier: S. 189, 192.

⁷ Ebd., S. 189.

⁸ Ebd., S. 190.

⁹ Julia Kristeva entwickelt ihr Intertextualitätskonzept in Fortführung des Dialogizitätsprinzips Michael Bachtins, indem sie den Text als »Mosaik von Zitaten« begreift, weshalb jeder Text »Absorption und Transformation eines anderen Textes« sei. Vgl. Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, in: Jens Ihwe (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3, Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft. II, Frankfurt a.M. 1972, S. 345-375, hier: S. 348. Wie stark Barthes von seiner einstigen Schülerin Kristeva beeinflusst ist, zeigt sich daran, dass das von ihr entwickelte texttheoretische Vokabular – neben der Intertextualität zählen dazu die Begriffe »pratiques signifiantes«, »productivité«, »signifiante« sowie »phéno-texte« und »geno-texte« – von Barthes komplett im Lexikonartikel zur *théorie du texte* aufgenommen und als relevantes texttheoretisches Begriffsinstrumentarium dargestellt wird. Vgl. Roland Barthes: Texte (théorie du), in: Ders: Oeuvres complètes. Tome II, 1966-1973. Édition établie et présentée par Éric Marty, Editions du Seuil 1994, S. 1680-1684. Eine interessante Neu- und Umformulierung des Intertextualitätskonzeptes, die es erlaubt, Texte unabhängig ihrer zeitlichen Entstehung aufeinander zu beziehen, findet sich bei Frey. Vgl. Jost Frey: Der unendliche Text, Frankfurt a.M. 1990. Im Rahmen aktueller kultur- und geschichtstheoretischer Überlegungen fungiert der Intertextualitätsbegriff als Möglichkeit der Beschreibung von Kultur in ihrer (hyper)textuellen Verfasstheit. Moritz Baßler hat dafür das Kompositum der »synchronen Inter-

weigert dem Schreiber jegliche Möglichkeit zu Innovationen und lässt ein anderes Denken von Text zu Tage treten:

Heute wissen wir, daß ein Text nicht aus einer Reihe von Wörtern besteht, die einen einzigen, irgendwie theologischen Sinn enthüllt (welche die ‚Botschaft‘ des Autor-Gottes wäre), sondern aus einem vieldimensionalen Raum, in dem sich verschiedene Schreibweisen [écritures], von denen keine einzige originell ist, vereinigen und bekämpfen. Der Text ist ein Gewebe von Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur.¹⁰

Über diesen Gegenentwurf zu einer Werkästhetik hinaus, der zunächst für eine radikale Offenheit und Sinnpluralität *aller* Texte plädiert, fügt Barthes mit der Unterscheidung in Lesbares und Schreibbares in »S/Z« seinen texttheoretischen Überlegungen mit der Differenz von Schreibbarem und Lesbarem eine wertende Komponente hinzu, die Texte nach ihrer Beschaffenheit und Komplexität bemisst und sie damit generell unterscheidbar werden lässt. In einer kontrastiven Gegenüberstellung benennt Barthes dabei das Schreibbare als »das, was heute geschrieben (neu geschrieben) werden kann«, demgegenüber sich »sein negativer, reaktiver Wert, sein Gegenwert« etabliert: »das, was gelesen, aber nicht geschrieben werden kann: das *Lesbare*.«¹¹ Barthes treibt mit dieser Unterscheidung sein Spiel mit der alogischen Opposition, denn paradoxerweise bringt zwar gerade der schreibbare Text die Idee jenes Lesertypus mit sich, der zum eigentlichen Textproduzenten avanciert¹², andererseits antwortet Barthes auf die Frage nach dem Ort der schreibbaren Texte, dass sie »[s]icher nicht auf seiten der Lektüre«¹³ zu finden seien, denn

[d]er schreibbare Text ist ständige Gegenwart, und kein konsequentes Sprechen [...] kann sich ihm aufstülpen. Der schreibbare Text, das sind wir beim Schreiben, bevor das nicht endende Spiel der Welt (die Welt als Spiel) durch irgendein singuläres System (Ideologie, Gattung, System) durchschritten, durchschnitten, durchkreuzt und gestaltet worden wäre, das sich dann auf die Pluralität der Zugänge, die Offenheit des Textgewebes, die Unendlichkeit der Sprachen niederschlägt. Das Schreibbare, das ist das Romaneske ohne den Roman, die Poesie ohne das Gedicht, der Essay ohne die

textualität« geprägt. Vgl. Moritz Baßler: *New Historicism und der Text der Kultur*. Zum Problem synchroner Intertextualität, in: Moritz Csáky, Richard Reichensperger (Hg.): *Literatur als Text der Kultur*, Wien 1999, S. 23-40.

¹⁰ Barthes [Anm. 6], S. 190.

¹¹ Barthes [Anm. 3], S. 8.

¹² »Warum ist das Schreibbare unser Wert? Weil es das Vorhaben der literarischen Arbeit (der Literatur als Arbeit) ist, aus dem Leser nicht mehr einen Konsumenten, sondern einen Textproduzenten zu machen.« Ebd.

¹³ Ebd., S. 8f.

Darlegung, das Schreiben ohne den Stil, die Produktion ohne das Produkt, die Strukturierung ohne die Struktur.¹⁴

Die Konfusion, die mit der Unterteilung verbunden ist, liegt daran, dass eigentlich alle realisierten literarischen Texte lesbare Texte sind, weil der schreibbare Text »ein Text in potentia«¹⁵ ist, der den Akt des Schreibens meint. Da Barthes allerdings den lesbaren Text mit dem klassischen Text identifiziert, dem klassischen dann aber den (realisierten) »modernen Text« gegenüberstellt,¹⁶ der jenen aktiven Lektüretypus verlangt, den der schreibbare Text möglich macht, markiert der moderne Text einen Grenz- und Synthesebereich, in den das Konzept des Schreibbaren aufgehen könnte. Während die Forschung aufgrund der (möglicherweise bewussten) Ungenauigkeit bei Barthes entweder auf »argumentative Widersprüche innerhalb dieser ›Klassifikation‹« hinweist,¹⁷ oder aber annimmt, dass der schreibbare Text in einen lesbaren Text mutieren könne,¹⁸ muss mit dem Moment der Pluralität ein Scharnierstück in der Barthes'schen Argumentation ausgemacht werden, das den lesbaren und den schreibbaren Text verbindet und somit die Problemlage aufzulösen vermag. Denn der qualitativen Unterscheidung von Texten in lesbare und schreibbare fügt Barthes ein quantitatives Differenzierungskriterium hinzu, das diese nach einem »in Bewegung gesetzten *Mehr oder Weniger*«¹⁹ beurteilt. Dieses Mehr oder Weniger ist dabei eben eine je unterschiedliche Pluralität in der Verwobenheit von Bedeutungen in einem Text, wobei in diesem Kontext der *absolut plurale Text* den unvollständig pluralen Texten polar gegenübergestellt ist.²⁰ Wenn Barthes nun behauptet, »je pluraler ein Text ist, um so weniger ist er geschrieben, bevor ich ihn lese«²¹, dann wird ersichtlich, dass sich schreibbarer und absolut pluraler Text – zumindest potenziell – überschneiden. Der Wert eines Textes bemisst sich demzufolge danach, welche Lektüre(n) er notwendig macht bzw. ermöglicht, und es ist klar, dass es Barthes nicht um die Lektüren geht, die sich vom Text lossagen. An die Dimension der Pluralität ist daher die Idee der Wiederholungslektüre gekoppelt, die das Plurale bereits von der ersten Lektüre an bestätigt: »Eine wiederholte Lektüre« – so Barthes' paradoxe Pointe – »bewahrt den Text vor der Wiederholung, verviel-

¹⁴ Ebd., S. 9.

¹⁵ Carlo Brune: Roland Barthes. *Literatursemiotik und literarisches Schreiben*, Würzburg 2003, S. 54.

¹⁶ Vgl. Barthes [Anm. 3], S. 35; sowie Roland Barthes: *Die Lust am Text*, Frankfurt a.M. 1974, S. 20. Der moderne Text wird hier explizit als »Grenztext« bezeichnet.

¹⁷ Ottmar Ette: Roland Barthes. *Eine intellektuelle Biographie*, Frankfurt a.M. 1998, S. 318.

¹⁸ Vgl. Brune [Anm. 15], S. 154.

¹⁹ Barthes [Anm. 3], S. 9.

²⁰ Vgl. ebd., S. 9f.

²¹ Ebd., S. 14.

fältigt ihn in seiner Verschiedenheit«²². Insgesamt besteht für Barthes »die Lektüre [...] nicht darin, die Kette der Systeme anzuhalten, eine Wahrheit, eine Legalität des Textes zu begründen [...]. Sie besteht darin, diese Systeme einzuschalten, nicht entsprechend ihrer endlichen Quantität, sondern entsprechend ihrer Pluralität.«²³ In Fortführung der Zentralstellung des Lesers, wie sie in »Der Tod des Autors« formuliert wurde, erhält das Lesen selbst stärkeres Gewicht. Es verwundert daher nicht, dass sich in dem drei Jahre später publizierten, selbst zur literarischen Schreibweise tendierenden Band »Die Lust am Text« eine Dichotomie von anekdotischer und akribischer Lektüre wiederfindet, die das textuelle Differenzkriterium auf den Akt der Lektüre überträgt.

Daher ergeben sich zwei Arten der Lektüre: die eine steuert direkt auf die Wendungen der Anekdote zu, sie betrachtet die Ausdehnung des Textes, sie ignoriert die Sprachspiele [...]; die andere Lektüre läßt nichts aus; sie ist schwerfällig; sie klebt am Text, sie liest, wenn man so sagen kann mit Akribie und Besessenheit, erfährt an jedem Punkt des Textes das Asyndeton: nicht die (logische) Ausdehnung fesselt sie, die Entblätterung der Wahrheiten, sondern das Blattwerk der Signifikanz.²⁴

Trotz dieser Eigenmächtigkeit des Lesens bleibt die Form der Lektüre natürlich abhängig von den Qualitäten, die der Text ihr bietet, und somit konvergieren Lesen und Schreiben bei Barthes im Idealtypus des schreibbaren bzw. absolut pluralen Textes, der eine akribische, wiederholte Lektüre ebenso konstituiert wie er durch sie begründet wird. Gerade weil sich das wert- und lustvolle Lesen an den Signifikanten orientiert und nicht an dem, was diese referenzialisieren, schreibt die akribische Lektüre einen Text immer wieder neu und anders herum: der Text, der ein Mehr an Pluralität aufweist, läßt immer auch und immer wieder neue Lektüren zu, ohne einer bestimmten den Vorzug auf die Dekodierung eines vermeintlich wahren und einzigen Sinns zu geben.

3.

Die theoretische bzw. performative Position Barthes' ist sicherlich bei niemandem mehr literarisch vorgeformt als bei Kafka.²⁵ Es stellt sich daher kaum die

²² Ebd., S. 20.

²³ Ebd., S. 15f.

²⁴ Barthes [Anm. 16], S. 19.

²⁵ Vgl. hierfür exemplarisch Lehmann: »Kafkas Schreiben gehorcht einem Gesetz, das man als Entzug der Referenz begreifen muß.« Hans-Thies Lehmann: Der buchstäbliche Körper. Zur

Frage, inwiefern dieses Lese- als Schreibverfahren für eine Lektüre seiner Texte fruchtbar gemacht werden kann, gleichwohl Barthes selbst darauf eine Antwort gibt. In Anlehnung an das Kafka-Buch Marthe Roberts aus dem Jahr 1960²⁶ läßt er Kafka auf die fiktive Frage »pourquoi écrire?« mit einer Gegenfrage entgegnen: »comment écrire?«, um daraus eine Wesensbestimmung von Literatur im Allgemeinen und jener Kafkas im Besonderen abzuleiten: »l'être de la littérature n'est rien d'autre que sa technique«²⁷. Diese Technik ist aber wiederum nichts anderes als das Schreiben selbst, also jenes Verfahren, auf das Barthes' Konzept der akribischen Lektüre abzielt. Und in der Tat: immer dort, wo bei Kafka das Lesen als bedeutsames Verfahren gestaltet ist, das zum zentralen Movens der Handlung wird, verweist es immer auch auf die Technik der skriptualen Produktion und bindet damit die *histoire* explizit an den *discours* und macht dies wiederum und in potenzierte Weise zum Thema.

Insgesamt lassen sich bei Kafka grob zwei Formen der Lektüre unterscheiden, die eng miteinander verbunden sind: die *verweigte* und die *wiederholte* Lektüre.²⁸ In einer sehr einfachen Strukturierung läßt sich die verweigte Lektüre weiter differenzieren in eine *tatsächlich verweigte*, bei der entweder die Absicht der Lektüre, nicht aber die Möglichkeit besteht, oder aber die Möglichkeit, nicht aber die Absicht, und eine *uneigentlich verweigte* im Sinne einer Unlesbarkeit, bei der zwar ein entsprechendes Schriftstück vorhanden ist, dieses allerdings entweder nicht entziffert, falsch gedeutet oder überhaupt nicht verstanden wird. Tatsächlich verweigte Lektüren finden sich etwa in der Erzählung »Der Dorfschullehrer« oder »Das Urteil«, mit jeweils unterschiedlicher Ausprägung. In »Der Dorfschullehrer« geht es bekanntlich um die skurrile Geschichte eines Riesenmaulwurfs bzw. genauer: um den Beweis seiner Existenz mithilfe von Schrift(en). Um dem Traktat des Dorfschullehrers, das den wenig ausgefeilten Titel »Ein Maulwurf, so groß, wie ihn noch niemand gesehen hat«²⁹ trägt und das in Fachkreisen kaum auf Resonanz gestoßen ist, zu neuer Glaubwürdigkeit zu verhelfen, verfasst die Erzählerfigur eine Verteidigungsschrift, verwehrt sich

Selbstinszenierung der Literatur bei Kafka, in: Gerhard Kurz (Hg.): Der junge Kafka, Frankfurt a.M. 1984, S. 213-241, hier: S. 214.

²⁶ Marthe Robert: Kafka. Paris 1960.

²⁷ Roland Barthes: La réponse de Kafka, in: Roland Barthes: Oeuvres complètes. Tome I, 1942-1965. Édition établie et présentée par Éric Marty, Edition du Seuil 1993, S. 1270-1273, hier: S. 1271.

²⁸ Unberücksichtigt in dieser Darstellung bleiben die vielen Passagen, in denen das Lesen zwar benannt wird, aber keine weiterführende Funktion hat. Sie wären als flüchtige Lektüren zu bestimmen, die rein quantitativ auf die Zentralstellung des Lesens bei Kafka verweisen.

²⁹ Kafka: Der Dorfschullehrer, in: Franz Kafka: Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa, hg. v. Roger Hermes, Frankfurt a.M. 1996, S. 199-216, hier: S. 202.

dabei aber der Durchsicht eben jener Abhandlung, die er eigentlich verteidigen will: »Die Kenntnis seiner [des Dorfschullehrers] Schrift hätte mich nur beirrt, und ich vermied es daher sie vor Beendigung meiner eigenen Arbeit zu lesen.«³⁰ Der Effekt dieser verweigerten Lektüre ist die Verwandlung der ursprünglichen Absicht in ihr eigenes Gegenteil. Nicht nur stimmen beide Publikationen in wesentlichen Punkten nicht überein, sondern es kommt auch noch zu einer folgenschweren Fehllektüre, die beide Schriften miteinander identifiziert und sich schließlich als eine weitere verweigerter Lektüre entpuppt. So kommentiert der Erzähler die »unverzeihliche Verwechslung« beider Schriften in einem Artikel einer landwirtschaftlichen Zeitschrift mit den Worten: »Man hatte weder die erste noch die zweite Schrift gelesen«³¹, und erhebt damit einen Vorwurf, den er eigentlich sich selbst hätte machen müssen. In dieser Verkettung von verweigerter Lektüren – auch das Rundschreiben, in dem der Erzähler um die Rücksendung seines Aufsatzes bittet, enthält er dem Dorfschullehrer vor – demonstriert die Erzählung, wie das eigentliche Sujet (der Riesenmaulwurf) hinter die Darstellungsweise zurücktritt und die Handlung sich zu einer widersprüchlichen und wiederholten Schleife verirrt, bei der jeder Versuch der Klärung ein weiteres Missverständnis nach sich zieht. Die Erzählung selbst gerät somit zu einer unsicheren Lektüre,³² die ihren eigenen Wahrheitsgehalt in einer produktiven Uneindeutigkeit pointiert, wozu nicht zuletzt die auffällig häufige Benennung des Terminus ›Schrift‹ beiträgt. Im Barthes'schen Sinne wird die Schrift aus ihrem Produktcharakter gelöst und in den Prozess des Schreibens überführt, der zur Wiederholung und das heißt unabgeschlossenen Lektüre zwingt.

Ebenfalls eine verweigerter Lektüre weist »Das Urteil« auf. Weitaus subtiler ist sie hier als verwehrt Lektüre gestaltet, denn den eingangs der Erzählung fertig gestellten Brief Georgs werden weder der Vater noch der Freund, an den er ja adressiert ist, lesen. Gleichwohl liegt auch hier eine zirkuläre Struktur zugrunde, denn die Analepse, welche die Überlegungen Georgs zur Entstehung des Briefes behandelt, folgt in der Narration dessen Niederschrift. Die Selbstbesprechung Georgs dokumentiert darüber hinaus ein gestörtes kommunikatives Verhältnis zum Freund in Petersburg, denn aus der Perspektive Georgs ist die briefliche – und das heißt schriftliche – Verbindung nur Aufrecht zu erhalten, wenn er dem

³⁰ Ebd., S. 206.

³¹ Ebd., S. 207.

³² Wie die Korrelation von Form und Inhalt zum Ende der Lesbarkeit führt, hat Menke exemplarisch für Kafkas »Der Bau« gezeigt. Vgl. Bettine Menke: Aufgegebene Lektüre: Kafkas »Der Bau«, in: Ludo Verbeecq, Bart Philipsen (Hg.): Die Aufgabe des Lesers. On the Ethics of Reading, Stuttgart, Zürich 1992, S. 147-175. Der Aufsatz dokumentiert jedoch auch, welche Verrenkungen ein Forschungsdiskurs annehmen kann (bzw. muss), wenn er das literarische Verfahren Kafkas auf die eigene Darstellungsweise zu transponieren versucht.

Freund »keine eigentliche Mitteilung«³³ macht. In diesem Entwurf einer Kommunikation ohne Kommunikat ähnelt die Konstellation den texttheoretischen Bestimmungen Barthes', bei denen das Schreiben nicht um einer Mitteilung willen, sondern um seiner selbst willen geschieht und bedeutsam wird. Wenn der Brief schließlich dennoch mit der Bekanntgabe der Verlobung Georgs endet, deren Wortlaut die Erzählung als Zitat inszeniert, und damit dem Leser des »Urteils« als Einzigem die Lektüre nicht verwehrt wird, so gehört dies zum bewusst angelegten Arrangement der Erzählung, bei welcher der konventionell gestaltete Anfang die Folie darstellt, vor deren Hintergrund sich im zweiten Teil die Prämissen als brüchig erweisen. So bezweifelt Georgs Vater zunächst die Existenz des Freundes, um dann – in einer weiteren Verschiebung des Sinns – dem Sohn zu eröffnen, mit ihm in viel intensiverem Kontakt zu stehen als dieser selbst. In dieser Konstellation, bei der die einzige Sicherheit in der konstitutiven Abwesenheit des Freundes besteht,³⁴ kommt es zu einer Aussage des Vaters, die das Machtgefüge zu Georg auf das Lektüerverhalten des Freundes bezieht und daran bemisst: »Deine Briefe zerknüllt er ungelesen in der linken Hand, während er in der Rechten meine Briefe zum Lesen sich vorhält!«³⁵ Selbst wenn die Verlautbarung des Vaters keineswegs als sichere Quelle betrachtet werden darf, zeigt sie doch, wie Kafka gerade im und mit dem Lesen den Sinn in der Schwebung hält. Insofern sich die Hinwendung zu den Briefen des Vaters im Prozess der Abwendung von den Briefen Georgs vollzieht, muss das strukturelle Prinzip des »Urteils« genau in dieser Bewegung der verweigerter und noch nicht begonnenen Lektüre verstanden werden.

Diametral entgegengesetzt zu dieser tatsächlich verweigerter Lektüre stellt sich der Typus der uneigentlich verweigerter Lektüre bei Kafka als eine intensive Hinwendung auf das Geschriebene dar. In keiner Erzählung ist diese Akribie der Lektüre wohl mehr durchbuchstabiert als »In der Strafkolonie«, in der dem Reisenden vom Offizier jene Zeichnungen gezeigt werden, die der Apparat auf die Körper der Verurteilten eingraviert und an deren Lektüre der Reisende scheitert:

Der Reisende hätte gerne etwas Anerkennendes gesagt, aber er sah nur labyrinthartige, einander vielfach überkreuzende Linien, die so dicht das Papier bedeckten, daß

³³ Franz Kafka: Das Urteil. In: Franz Kafka: Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Hg. v. Roger Hermes. Frankfurt a.M. 1996, S. 47-60, hier: S. 48.

³⁴ Vgl. hierzu Oliver Jahrhaus: Zeichen-Verschiebung: Vom Brief zum Urteil, von Georg zum Freund. Kafkas *Das Urteil* aus poststrukturalistischer/dekonstruktivistischer Sicht. In: Kafkas Urteil und die Literaturtheorie. Zehn Modellanalysen. Hg. v. Oliver Jahrhaus und Stefan Neuhaus. Stuttgart 2002, 241-262, hier: S. 252

³⁵ Kafka [Anm. 33], S. 59.

man nur mit Mühe die weißen Zwischenräume erkannte. »Lesen Sie«, sagt der Offizier. »Ich kann nicht«, sagte der Reisende. »Es ist doch deutlich«, sagte der Offizier. »Es ist sehr kunstvoll«, sagte der Reisende ausweichend, »aber ich kann es nicht entziffern.« »Ja«, sagte der Offizier, lachte und steckte die Mappe wieder ein, »es ist keine Schönschrift für Schulkinder. Man muß lange darin lesen. Auch Sie würden es schließlich gewiß erkennen.«³⁶

Mehrere Aspekte an diesem Passus sind bemerkenswert: Erstens die präzise Beschreibung der materialen Beschaffenheit des Mediums Schrift. Anders als das Medium Bild, das gemeinhin als syntaktisch dicht gilt, unterliegt die Schrift dem Prinzip der Zwischenräumlichkeit, und genau dies stellt Kafka heraus. Dass die weißen Stellen dabei als kaum erkennbar beschrieben sind, markiert umso mehr, dass Schrift wesentlich über eine Bildlichkeit verfügt, deren Differenz zum Weiß des Papiers oder zu einem anderen Untergrund die grundlegende Voraussetzung für den kognitiven Verarbeitungsprozess der Lektüre darstellt. Wenn wir einen Text lesen, sehen wir gewissermaßen über seine Materialität hinweg, gleichwohl sie Bedingung der Möglichkeit des Lesens ist; sie wird quasi in dem Moment unsichtbar, wo das zur Aussage gebrachte als Vorstellung erscheint.³⁷ Dem Reisenden bleibt in der Konzentration auf die Sichtbarkeit der Zeichen dieses semiotische Verfahren der Referenzialisierung aber vorenthalten. Im Sinne der akribischen Lektürekonzeption bei Barthes klebt sein Blick gewissermaßen am Text.

Die zweite Auffälligkeit betrifft die zeitlichen Parameter, denn auch sie rücken die Passage in die Nähe der Barthes'schen akribischen Lektüre. »Man müsse lange darin lesen«, heißt es über die Zeichnungen – erst dann könne man das eigentliche Urteil von dem Zierrat unterscheiden. Die Ornamentik der Schrift verhindert also eine konsumptorischen Lektüre und zwingt zu einem langsamen Erlernen, das aber immerhin die Aussicht auf ein Verstehen verspricht. In dieser Konstellation weist die Erzählungen eine auffällige Parallele zu einer Passage im »Proceß« auf, in der Leni den Advokaten über das Aktenstudium seines Klienten Block informiert:

»Was hat er während des ganzen Tages getan?« fragte der Advokat. »Ich habe ihn«, sagte Leni, »damit er mich bei der Arbeit nicht störe, in dem Dienstmädchenzimmer eingesperrt, wo er sich ja gewöhnlich aufhält. Durch die Luke konnte ich von Zeit zu

³⁶ Franz Kafka: In der Strafkolonie, in: Franz Kafka: Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa, hg. v. Roger Hermes, Frankfurt a.M. 1996, S. 164-198, hier: S. 175.

³⁷ Vgl. Sybille Krämer: Die Sichtbarkeit der Schrift oder: Die Visualisierung des Unsichtbaren in der operativen Schrift. Zehn Thesen, in: Susanne Strätling, Georg Witte (Hg.): Die Sichtbarkeit der Schrift, München 2006, S. 75-84.

Zeit nachsehen, was er machte. Er kniete immer auf dem Bett, hatte die Schriften, die du ihm geliehen hast, auf dem Fensterbrett aufgeschlagen und las in ihnen. Das hat einen guten Eindruck auf mich gemacht; das Fenster führt nämlich nur in einen Luftschacht und gibt fast kein Licht. Daß Block trotzdem las, zeigte mir, wie folgsam er ist.« »Es freut mich, das zu hören«, sagte der Advokat. »Hat er aber auch mit Verständnis gelesen?« Block bewegte während dieses Gesprächs unaufhörlich die Lippen, offenbar formulierte er die Antworten, die er von Leni erhoffte. »Darauf kann ich natürlich«, sagte Leni, »nicht mit Bestimmtheit antworten. Jedenfalls habe ich gesehen, daß er gründlich las. Er hat den ganzen Tag über die gleiche Seite gelesen und beim Lesen den Finger die Zeilen entlanggeführt. Immer, wenn ich zu ihm hineinsah, hat er ge-seufzt, als mache ihm das Lesen viel Mühe. Die Schriften, die du ihm geliehen hast, sind wahrscheinlich schwer verständlich.« »Ja«, sagte der Advokat, »das sind sie allerdings. Ich glaube auch nicht, daß er etwas von ihnen versteht. Sie sollen ihm nur eine Ahnung davon geben, wie schwer der Kampf ist, den ich zu seiner Verteidigung führe. [...]«³⁸

Auch im »Proceß« erfordert das Entziffern der Schrift folglich eine Kompetenz, die nur über ein gründliches und wiederholtes Lesen zu erlangen ist. Während allerdings der Advokat die hermeneutischen Fähigkeiten Blocks eher pessimistisch einschätzt, sieht die Apparatur in der Strafkolonie durchaus ein Verstehen vor, das allerdings auch den Tod desjenigen bedeutet, der es vollzieht: »Sie haben gesehen, es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit den Wunden.«³⁹

Die sich über mehrere Stunden hinziehende Inkorporation der Zeichen, bei der die Delinquenten als Schreibfläche fungieren, ist im buchstäblichen Sinne die Voraussetzung dafür, dass sich das Urteil zu verstehen gibt.⁴⁰ Es mag daher eine ironische Volte sein, dass dem Offizier, der ja zu den wenigen zählt, die die Zeichnungen auch mit den Augen lesen können, im Prozess der Selbstverurteilung die Lektüre durch seinen Körper verwehrt bleibt. Entscheidender ist aber, dass in der Konstruktion der Apparatur die Bedingung des Lesens im Vollzug des Schreibens liegt. Was Barthes als Potentialis entwirft – das Konvergieren der

³⁸ Franz Kafka: Der Proceß. Kritische Ausgabe, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt a.M. 1990, S. 205 f.

³⁹ Kafka [Anm. 36], S. 176.

⁴⁰ Im Gegensatz zu Neumann, der das Verfahren der Einschreibung zunächst richtig als »écriture automatique« deutet, dann aber davon ausgeht, dass diese sich »nicht als Schrift, sondern als schmerzhaft Körpererfahrung« vollziehe, müssen Schrift und Körpererfahrung in ihrer wechselseitigen Bedingtheit betrachtet werden: Das Urteil als tödliche Inkorporation *ist* der Vollzug des Schreibens. Vgl. Gerhard Neumann: Schreibschrein und Strafapparat. Erwägungen zur Topographie des Schreibens, in: Bild und Gedanke. Festschrift für Gerhart Baumann zum 60. Geburtstag, hg. von Günter Schnitzler in Verbindung mit Gerhard Neumann und Jürgen Schröder, München 1980, S. 385-401, hier: S. 396.

beiden basalen Kulturtechniken –, ist in Kafkas »Strafkolonie« realisiert: Das Urteil als Schrift ist seine eigene Lektüre.

Schließlich ist drittens hervorzuheben, dass Kafka den Passus der versuchten und verweigten Lektüre mit teilweise identischem Wortlaut an späterer Stelle der Erzählung wiederholt und somit auf der Metaebene jenes iterative Moment vollzieht, das konstitutiv ist für die Qualen des Verstehensvollzugs und damit auch dem Leser der »Strafkolonie« schmerzhaft bewusst wird. Anders als der erstmalige Lektüreversuch erhält der Reisende nach dem zweiten vergeblichen Anlauf nun eine Übersetzung der unleserlichen Schrift, gleichwohl auch diese zu keiner Loslösung, sondern im Gegenteil zu einer noch intensiveren Hinwendung auf die Zeichen führt:

Er [Der Offizier] ging auf den Reisenden zu, zog wieder die kleine Ledermappe hervor, blätterte in ihr, fand schließlich das Blatt, das er suchte, und zeigte es dem Reisenden. »Lesen Sie«, sagte er. »Ich kann nicht«, sagte der Reisende, »ich sagte schon, ich kann diese Blätter nicht lesen.« »Sehen Sie das Blatt doch genau an«, sagte der Offizier und trat neben den Reisenden, um mit ihm zu lesen. Als auch das nichts half, fuhr er mit dem kleinen Finger in großer Höhe, als dürfe das Blatt auf keinen Fall berührt werden, über das Papier hin, um auf diese Weise dem Reisenden das Lesen zu erleichtern. Der Reisende gab sich auch Mühe, um wenigstens darin dem Offizier gefällig sein zu können, aber es war ihm unmöglich. Nun begann der Offizier die Aufschrift zu buchstabieren und dann las er sie noch einmal im Zusammenhang. »Sei gerecht! – heißt es«, sagte er, »jetzt können Sie es doch lesen.« Der Reisende beugte sich so tief über das Papier, daß der Offizier aus Angst vor einer Berührung es weiter entfernte; nun sagte der Reisende zwar nichts mehr, aber es war klar, daß er es noch immer nicht hatte lesen können.⁴¹

Die Zuordnung von Sinn und Text kann für den Reisenden selbst dann nicht erfolgen, wenn beide »präsent« sind und – aus Sicht des Offiziers – eigentlich selbstverständlich miteinander identifiziert werden müssten. Wie für ein Kind, das gerade erst Lesen lernt, zeichnet der Offizier die Linienführung der Zeichen nach, geht in akribischer Manier die Buchstaben einzeln ab und versucht – im Sinne des hermeneutischen Zirkels – das Einzelne in die Kohärenz des Zusammenhangs zu überführen, allerdings ohne nennenswerten Erfolg. Mit dieser nochmaligen Verschärfung der Unlesbarkeit hat Kafka ein Gegengewicht zur Übersetzung geschaffen, die dem Rechtsdiskurs der Erzählung geschuldet ist und diesen somit an das Verfahren der »richtigen« Entzifferung rückbindet. Trotz des wiedergegeben Wortlauts bleibt so schließlich das Faktum der mehrfach verweigten Lektüre bestehen: jener zweifachen des Reisenden und – wie bereits be-

⁴¹ Kafka [Anm. 36], S. 190.

tont – jener des Offiziers, dem die Schrift in der Körpererfahrung unverständlich bleibt.

Anders als die Engführung von Unverständlichkeit und Unlesbarkeit sowohl »In der Strafkolonie« als auch im »Proceß« bemüht die Kategorie des Missverständlichen wohl am Stärksten die Metaphorik der verweigten Lektüre, da es sich hierbei sogar um eine inflationäre Form des Lesens handelt. Als paradigmatischer Fall erweist sich in diesem Kontext die Konfrontation K.s mit der ersten Mitteilung Klamms im »Schloß«-Roman, die ihn über seinen Status in der undurchsichtigen Verwaltungshierarchie informiert bzw. eher im Unklaren lässt. Wie im »Urteil« findet sich auch im »Schloß«-Roman ein fiktiver Abdruck des Briefes; anders als das Schreiben Georgs ist er hier jedoch Gegenstand tatsächlicher wiederholter Lektüren und damit einer ständigen Diskussion und Auslegung ausgesetzt. Nach der Übergabe durch die Hermesfiguration Barnabas und einer ersten flüchtigen Durchsicht zieht sich K. denn auch zu einer genaueren Prüfung in seine Dachkammer zurück, »um bei einer Kerze den Brief nochmals zu lesen«⁴². Seiner Diagnose, dass sich der Brief nicht nur »nicht einheitlich« präsentiert, sondern teilweise sogar »Widersprüche« aufweist, folgt eine recht eigenwillige Deutung, nach der die Inkohärenz des Textes es im Grunde ihm überlasse, wie er den Brief zu verstehen habe.⁴³ Dass es mit seiner Deutungshoheit nicht weit her ist, muss K. allerdings schnell feststellen, als er dem Gemeindevorsteher den Brief und seine Deutung präsentiert. Dessen Reaktion lässt keinen Zweifel daran, dass K.s Interpretation einem Missverständnis unterliegt, und ist insbesondere dahingehend von Interesse, als dass das Auslegungsverfahren selbst zum Thema wird:

»Sie deuten, Herr Vorsteher«, sagte K., »den Brief so gut, daß schließlich nichts anderes übrig bleibt als die Unterschrift auf einem leeren Blatt Papier. Merken Sie nicht, wie Sie damit Klamms Namen, den Sie zu achten vorgeben, herabwürdigen.« »Das ist ein Mißverständnis«, sagte der Vorsteher, »ich verkenne die Bedeutung des Briefes nicht, ich setze ihn durch meine Auslegung nicht herab, im Gegenteil. Ein Privatbrief Klamms hat natürlich viel mehr Bedeutung als eine amtliche Zuschrift, nur gerade die Bedeutung, die Sie ihm beilegen hat er nicht.«⁴⁴

Die Negation des Sinns, den K. – bei gleichzeitiger Bejahung einer Möglichkeit von Sinn – dem Brief zuschreibt, zeigt eine Bewegung an, die für K. in der Unlesbarkeit des Briefes mündet. So wertet er nicht zufällig die Unterschrift als einzigen Rest der Deutung, schließlich ist sie es, die ihm bei der ersten Lektüre

⁴² Kafka: Das Schloß. Kritische Ausgabe, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt a.M. 1981, S. 34.

⁴³ Vgl. ebd.

⁴⁴ Ebd., S. 90. (Herv. i. O.)

als »nicht leserlich«⁴⁵ erschienen war. Sehr genau hat Kafka auch den äußeren Umgang mit dem Brief gestaltet, denn K. hängt ihn wie ein Bild an einen Nagel in seiner Kammer und verleiht ihm somit eine außerordentliche Bedeutsamkeit. Neben der Fokussierung auf die (bildhafte) Materialität seiner Zeichen hat dieser bemerkenswerte Umstand den Effekt, dass er bei allen Gesprächen in der Dachkammer in dieser exponierten Weise mitgedacht werden muss; der Brief ist im dekonstruktivistischen Sinne in seiner Absenz ständig präsent.⁴⁶ In ähnlicher Weise dokumentiert auch der zweite Brief Klamms eine Dezentrierung von Sinn, dies allerdings im Hinblick auf eine verzerrte Relation von Inhalt und eigentlichem Sachverhalt. So bezieht sich der zweimalige Ausruf K.s nach der Lektüre, »Es ist ein Mißverständnis«⁴⁷, nicht auf dessen vermeintliche Inkohärenz, sondern auf den Wahrheitsgehalt seiner Aussage, nach der seine Arbeiten als Landvermesser und die Dienste der Gehilfen gelobt und darin bestätigt werden, die sich zur »tatsächlichen« Situation allerdings konträr verhält. K. muss erkennen, dass er in der Verwaltungsmaschinerie keinen Schritt weiter gekommen ist, selbst wenn diese mit ihm in brieflichem Kontakt steht. Im Gegenteil scheint die briefliche Verbindung zum Schloss geradezu eine Schiefelage zu erzeugen, die anstatt zur Klärung seiner Situation nur Missverständnisse produziert, und dies in dem Maße, wie der Kontakt über das Medium der Schrift geschieht. In diesen Kontext reiht sich auch K.s Bemerkung: »es wird hier viel geschrieben«⁴⁸ ein, die er gegenüber dem Dorfsekretär Momus äußert. In ihrem lakonischen Gestus deutet sie auf die grundsätzlichen Verhältnisse der Schlossbürokratie hin, die Geschehnisse des Dorfes in Schrift(stücken) festzuhalten und damit zu dekontextualisieren und in ein Bedingungsgefüge zu versetzen, das gedeutet – und das heißt bei Kafka immer auch missgedeutet – werden kann. Es verwundert daher auch nicht, dass in der Schilderung Olgas das Schloss zu einem Ort figuriert, an dem vornehmlich gelesen und geschrieben wird und Kafka so die Bedingungen des »Schloßes« als Roman selbstreflexiv verhandelt. In der Zirkulation von Protokollen, das heißt ihre Weitergabe und Anhäufung zu Akten, deren Lektüre durch die Beamten, die wiederum neue Schriftstücke diktieren, welche neue Sachverhalte schaffen, die wiederum neue Protokolle nötig machen, verschiebt sich der Austausch von Botschaften letztlich auf den unendlichen Prozess der Lektüre und des Neuschreibens.⁴⁹ In dieser Endlosschleife erweist sich K.s Situa-

⁴⁵ Ebd., S. 33.

⁴⁶ Zur dekonstruktivistischen Lesart der Texte Kafkas allgemein vgl. Axel Hecker: An den Rändern des Lesbaren. Dekonstruktivistische Lektüren zu Franz Kafka, Wien 1998.

⁴⁷ Kafka [Anm. 42], S. 147.

⁴⁸ Ebd., S. 137.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 218.

tion als aussichtloser Versuch nach Klärung und das heißt nach Stillstand der Lektüre – ein Versuch, der K. freilich ebenso verweigert wird, wie den anderen Leserfiguren Kafkas.

4.

Die Typologie der Leserfigurationen bei Kafka offenbart eine wesentliche Gemeinsamkeit, die anhand der dichotomen Lektürekonzeption von Roland Barthes gezeigt werden kann: sie alle verkörpern zunächst den Lesertypus der anekdotischen Lektüre, die auf Wahrheit und Eindeutigkeit abzielt – sei es im Hinblick auf konkrete Schriftstücke oder auf eine allegorisch textuelle Situation insgesamt. In diesem Impetus stoßen die Figuren als Lesende jedoch auf Widerstand und werden einer pluralen Textur ausgesetzt – mit der Konsequenz, dass sie genau jene Form der Lektüre vollziehen, die Barthes als die akribische und wiederholte beschrieben hat. Sie bleiben gewissermaßen an der Materialität des Textes hängen, der viele Eingänge, selten aber Ausgänge bereitstellt oder überhaupt keinen Zugang gewährt. Als Vertreter einer hermeneutischen Tradition werden sie mit einer Verweigerung und Verschiebung von Sinn konfrontiert und sind gleichzeitig konstitutiv auf den Text geworfen, weil sie in dem Maße, wie sie aus dem Gewebe der Bedeutungen und Missdeutungen herauszukommen versuchen, nur immer stärker in den Raum des Missverständlichen hineingezogen werden. Die so entworfene Konstellation bringt es mit sich, dass die Figuren dabei keinesfalls lustvoll agieren – wie es die akribische Lektüre bei Barthes vorsieht –, sondern im Gegenteil zumeist in existenzielle Not geraten. Das Schreiben Kafkas, das in der Forschung in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entstehung und der inhaltlichen Ausrichtung seiner Geschichten gebracht wird,⁵⁰ führt seine Figuren damit als Lesende vor und unterzieht sie einem unabgeschlossenen Prozess, der nichts anderes bedeutet, als mit den Bedingungen der Lektüre selbst konfrontiert zu sein. Auf der Ebene der Kafka'schen Texte muss daher ein Lesen, das jenes eindeutige Verstehenwollen der Figuren nachzeichnet, ebenso frustrieren und scheitern wie diese selbst. Erst die Akzeptanz der pluralen Verfasstheit, der produktiven Uneindeutigkeit kann eine Lust am Text erzeugen, deren Not-

⁵⁰ Vgl. Malcolm Pasley: Der Schreibakt und das Geschriebene. Zur Frage der Entstehung von Kafkas Texten, in: Franz Kafka. Themen und Probleme, hg. v. Claude David, Göttingen 1980, S. 9-25, hier: S. 14. »Meine These [...] lautet also: Die Entstehung der erzählerischen Werke Kafkas [...] ist ungewöhnlich eng und mit ungewöhnlicher Ausschließlichkeit an die Entstehung des ursprünglichen Textes gebunden. Ja sie ist dermaßen eng daran gebunden, daß man behaupten darf, er habe diese Werke geradezu *erschrieben*.« (Herv. i. O.)

wendigkeit die Kafka'sche Literatur selbst präfiguriert: So begründet die Spiegelung der Lesersituation in ihnen eine Sinn-Situation, die zwischen Zuschreibung und Entzug changiert, und schließlich für eine Bedeutungspluralität sorgt, deren Folge es ist, dass die Texte Kafkas immer wieder (neu) gelesen werden müssen und im Sinne Barthes' somit immer wieder neu geschrieben werden.

KAFKA

SCHRIFTENREIHE DER
DEUTSCHEN KAFKA-GESELLSCHAFT

BAND II

Herausgegeben von
NADINE A. CHMURA



BERNSTEIN

REDAKTION:

Deutsche Kafka-Gesellschaft e.V.

Nadine A. Chmura M.A. (Hrsg.) | Adela Schönborn M.A. (Red.)

Postfach 1102, D-53001 Bonn

chmura@kafka-gesellschaft.de | schoenborn@kafka-gesellschaft.de

Manuskripte sowie Rezensionsexemplare und weitere, die Schriftenreihe betreffende Zusendungen werden an die Adresse der Redaktion erbeten. Für nicht angeforderte Rezensionsexemplare wird keine Haftung übernommen.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Bernstein-Verlag, Gebr. Remmel • Bonn 2008
Postfach 1968, D-53009 Bonn
www.bernstein-verlag.de | kafka@bernstein-verlag.de

Druck: Hubert & Co., Göttingen
PRINTED IN GERMANY

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrages, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

ISSN 1864-9920
ISBN 978-3-939431-24-4

INHALT

- 7 | Nadine A. Chmura
Vorwort

VORTRÄGE 2007, MARBURG: »KAFKA LESEN«

- 11 | Uta Degner
*Kafkas »écriture automatique«
Zur intermedialen Dimension seines Erzählens*
- 25 | Werner Garstenauer
*Vom Wandel afamilialer Männlichkeit:
Jungesellentum bei Kafka als Arbeit an dessen Mythos*
- 47 | Steffen Greschonig
»Double bind« und diskursive Restriktion in Franz Kafkas »Proceß«
- 63 | Roman Halfmann
Das Kafka-Problem – Wenn Autoren Kafka lesen
- 83 | Susanne Kaul
Kafkas unzuverlässige Komik
- 93 | Christoph Kleinschmidt
Schreibbare Texte. Lektürekonzepte bei Kafka und Barthes
- 109 | Małgorzata Klentak-Zabłocka
*Zur Konstruktion des Weiblichen in Kafkas »Process«
und in »Ferdynand« von Witold Gombrowicz*

- 123 | Sophia Könemann
*Die Geste als ›Gag‹. Zum Spannungsfeld von Körper und Sprache
in den Texten Franz Kafkas*
- 141 | Elisa Martínez-Salazar
*Borges und seine Vorläufer:
Borges' Kafka-Rezeption und ihre literarische Tradierung
im spanischen Sprachraum*
- 163 | Sandra Poppe
Visualität lesen – Neue Lektürezugänge zu Kafkas Werken
- 179 | Markus Rassiller
*Schreiben als unmögliche Möglichkeit.
Dynamisierte und entgleitende Beobachtungen
in Franz Kafkas »Beschreibung eines Kampfes«*
- 203 | Sascha Seiler
Kafka und die populäre Kultur
- 215 | Anselm Weyer
Zwänge der Ökonomie im Werk Franz Kafkas

ABHANDLUNGEN

- 229 | Roman Halfmann
Das Gerichtsverfahren im Selbst: Philip Roth und Franz Kafka
- 263 | Katerina Karakassi
Franz Kafka: ›Ein altes Blatt‹
- 275 | Andrew Webber
Kafkas Verwandlungskunst
- 291 | [Bibliografie] | Eingänge bei der DKG-Geschäftsstelle
- 293 | Mitarbeiter dieses Bandes